

Unverkäufliche Leseprobe



**Guy Deutscher**  
**Du Jane, ich Goethe**  
Eine Geschichte der Sprache

Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer  
416 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-57828-1

## Die Kräfte der Erschaffung

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

*Ein Sitzungssaal. An der Wand hinter dem Redner hängt das Logo der Konferenz: **SPRACHE, WOHIN?** An einem Ende des Tisches sitzt der Vorsitzende, ein bedeutender Kolumnist. Neben ihm bastelt ein junger Akademiker an dem Projektor und schiebt sein erstes Dia ein:*

«Lasset uns also dem ewigen Geiste vertrauen,  
der nur deshalb zerstört und vernichtet,  
weil er der unergründliche und  
ewig schaffende Quell alles Lebens ist.  
Die Lust der Zerstörung ist zugleich  
eine schaffende Lust!»

Michail Alexandrowitsch Bakunin, 1842

*Der Vorsitzende wirft über die Schulter einen besorgten Blick auf die Leinwand, setzt dann aber eine offiziell-optimistische Miene auf und erhebt sich, um den Redner vorzustellen.*

VORSITZENDER: Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zur Nachmittagssitzung der internationalen Konferenz über George Orwells Sprachphilosophie. Im Namen der Veranstalter möchte ich noch einmal den zahlreichen Delegierten aus aller Welt danken, welche hier zusammengelassen sind, um eines der Themen zu erörtern, die dem großen Autor ganz besondere Sorge bereiteten, nämlich den Zustand der Sprache – wohin ihr Weg führt und wie es mit ihr so weit kommen konnte. Ich hoffe, Sie alle haben die Mittagspause genutzt, um nach den trüben Meldungen des Vormittags etwas für die Aufhellung Ihrer

Stimmung zu tun. Denn ich glaube, wir werden alle uns zur Verfügung stehenden Geisteskräfte benötigen, wenn wir dem Redner des heutigen Nachmittags zuhören. Wie Sie vermutlich schon ahnen, verspricht er so etwas wie den *Advocatus diaboli* zu spielen. Ohne weitere Umschweife möchte ich Ihnen nun zu meiner großen Freude unseren Gastredner Chris de Mont vorstellen. Die Theorien Dr. de Monts haben in jüngster Zeit, wie ich anzunehmen Grund habe, sowohl in der akademischen Welt als auch in breiteren Kreisen Wellen geschlagen. Sein kürzlich erschienenes Buch [*wühlt hastig in seinen Notizen*] *Bakunianische Linguistik: Auf dem Weg zu einer Dialektik der kategorischen Dekonstruktion* hat ihn als führenden Fachmann auf dem Gebiet der ... ähem, auf seinem Gebiet ausgewiesen. Er wird zu uns heute über das Thema «Erschaffung durch Zerstörung» sprechen.

DR. DE MONT: Danke. Ich kann nur hoffen, dass ich Ihre diabolischen Erwartungen nicht erfüllen werde ... aber wenn Sie befürchten, mit einer andersartigen Betrachtungsweise der Sprache konfrontiert zu werden, dann werde ich Sie gewiss nicht enttäuschen. Als ich heute vormittag hörte, wie die Redner die betrübliche Verfassung der Sprache erörterten und ihren Verfall und Niedergang beklagten, habe ich mich gefragt, wie ich wohl eine höfliche Form für den Anfang meines Vortrags finden könnte. Aber ehrlich gesagt, die einzige Formulierung, die mir einfiel, war: «Jungs, ihr seid auf dem Holzweg. Ihr begreift überhaupt nicht, worauf es ankommt.» Denn, sehen Sie, ohne diese vielgeschmähten Kräfte der Zerstörung hätte sich die Sprache überhaupt nicht entwickelt. Ohne die Vorgänge, die Sie als bloßen Verfall abtun, wären wir über Grunz- und Ächzlaute nicht weit hinausgekommen. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, wenn Michail Bakunin seinen Eifer nur auf die Erforschung der Sprache gerichtet hätte anstatt auf ständige Revolution, dann wäre er als ein Denker von außerordentlichem Scharfsinn in die Geschichte eingegangen, seiner Zeit weit voraus. Denn was die Sprache angeht, ist Bakunin ganz auf der Höhe: Diejenigen Kräfte in der Sprache, die grammatische Strukturen erschaffen, sind nichts anderes als Nebenprodukte der Zerstörung.

Die Hauptstoßrichtung meiner Argumentation ist ziemlich einfach: mein Ausgangspunkt, auf den wir uns wohl alle einigen können, ist, dass grammatische Elemente nicht einfach aus dem Nichts auftau-

chen. Und wenn Dinge wie Präpositionen, Kasusendungen oder Tempuskennzeichen nicht mit Bedacht erfunden wurden, dann müssen sie sich aus Elementen entwickelt haben, die schon da waren. Aber aus welchen? Nun ist es nicht gerade etwas Neues, wenn ich sage, dass grammatische Elemente letztlich auf normale Substantive oder Verben wie «Rücken» oder «gehen» zurückzuführen sind. Und ich verrate auch kein Geheimnis, wenn ich Ihnen erkläre, dass die Metapher das Rohmaterial für grammatische Elemente liefert. Überraschender ist jedoch vielleicht die genaue Art und Weise, in der sich die Transformationen von Inhalt zu Grammatik abspielen. Was ist dafür verantwortlich, dass Substantive und Verben in grammatische Elemente verwandelt werden? Ich glaube, an diesem Punkt kann die Bakunianische Theorie einen tatsächlichen Durchbruch bieten, denn meine These wird heute sein, dass die Erbauer neuer grammatischer Strukturen keine anderen sind als die Kräfte der Zerstörung, die in den Vorträgen des heutigen Vormittags so begeistert verunglimpft wurden.

Mir ist klar, dass diese Behauptung weit hergeholt erscheinen mag, und deshalb möchte ich jetzt ein paar praktische Beispiele dafür anführen, wie diese Transformationen im Einzelnen ablaufen. Das erste Beispiel ist relativ einfach; dabei geht es um das englische Verb «go». Ich werde zu zeigen versuchen, wie die Kräfte der Zerstörung von der Wendung «going to» Besitz ergriffen und wie sie diese Phrase, die auf ihre Weise einfach, solide und feststehend war, in etwas ganz anderes verwandelten, nämlich in ein grammatisches Element zur Bezeichnung des Futurs. Und nachdem wir «going to» dekonstruiert haben, werde ich dann zu einigen ausgesuchteren grammatischen Strukturen übergehen und zeigen, dass es sich auch dort in Wirklichkeit um die Ergebnisse von Zerstörung handelt.

Das nächste Dia bitte. Werfen Sie einen Blick auf diese beiden englischen Sätze:

Are you **going to** the concert this evening? No, I'm **gonna** stay at home.

Versuchen Sie – zumindest vorläufig – von allen Vorurteilen abzusehen, die Sie möglicherweise gegenüber korrektem und inkorrektem Sprachgebrauch haben, und betrachten Sie einfach bloß die Transformation, die die Wendung «going to» durchgemacht hat. Im ersten

Satz ist «going» noch ein ganz normales Verb, im zweiten hingegen «geht» niemand irgendwohin – ganz im Gegenteil, jemand hat die Absicht, dort zu bleiben, wo er ist. Somit hat «gonna» im zweiten Satz seinen Status als Verb der Bewegung verloren und fungiert als bloßes grammatisches Element – der Satz bedeutet nicht mehr als «ich werde zu Hause bleiben». Irgendwie hat es «going to» geschafft, sich in einen Teil der Sprachstruktur zu verwandeln. Diese Transformation mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, aber wie ich zeigen werde, steht hinter diesem Vorgang nichts anderes als die Metapher sowie die vielgeschmähte Erosion von Bedeutung und Lauten. Sie brauchen eigentlich nur die beiden Sätze miteinander zu vergleichen, um zu sehen, dass die Metapher etwas damit zu tun gehabt haben muss, denn beim ersten «going to» geht es um Bewegung im Raum, während sich das zweite auf die Zeit bezieht. Die Erosion von Bedeutung hat ebenfalls mitgespielt, denn das erste «going to» hat eine vollständige, ihm eigene Bedeutung, während das zweite seinen unabhängigen Sinn verloren hat, so dass «gonna» keine eigenständige Handlung mehr bezeichnet. Und schließlich kam ganz eindeutig eine Erosion des Lautbilds hinzu, denn während das erste «going to» seine ursprüngliche volle Form beibehalten hat – kein englischer Muttersprachler würde sagen «are you gonna the concert» –, ist das zweite «going to» auf «gonna» zusammengestutzt worden.

*Ein Vertreter der Royal Society for the Protection of the English Language, der in der Vormittagssitzung einen liebevollen Nachruf auf das Pronomen «whom» vorgetragen hatte, kann sich nicht mehr zurückhalten.*

MITGLIED DER RSEPL: Aber Dr. de Mont, Sie wollen doch wohl nicht behaupten, dass sich «going to» nur wegen einer simplen Metapher und einer recht nachlässigen Aussprache in ein strukturelles Element verwandelt habe? Ich sehe nicht, wie Metapher oder Erosion das Verb in eine andere syntaktische Kategorie hätten verschieben können und aus einem gewöhnlichen Inhaltswort ein grammatisches Funktionswort hätten machen können.

DE MONT: Nun, anstatt über diese Frage mit leerem Magen zu philosophieren, werden Sie vielleicht nichts dagegen haben, wenn wir uns

erst einmal einige Details zu Gemüte führen und uns ansehen, was für ein Schicksal die Wendung «going to» in den vergangenen Jahrhunderten tatsächlich gehabt hat. Denn nach einem Überblick über die Geschichte dieser Phrase können wir besser die Faktoren erörtern, die diese Transformation verursacht haben.

MITGLIED DER RSPEL (*macht etwas zögernd ein Zeichen des Einverständnisses*).

DE MONT: OK. Wie man erwarten würde, bedeutete «going to» ursprünglich einfach, dass man irgendwohin geht oder fährt: «going to London», «going to the market» und dergleichen. Die Wendung «going to *do* something» kommt anscheinend erstmals im 15. Jahrhundert vor. Eines der frühesten Beispiele findet sich in einem Gesuch, das die Bürger der Stadt Scropton 1439 an das englische Parlament richteten; darin versuchten sie die Verhaftung eines Ausreißers namens John Forman zu erwirken. In ihrer Bittschrift behaupten sie, Forman sei zuvor für eine Reihe schwerer Verfehlungen rechtmäßig verhaftet und unter Bewachung in die nahegelegene Burg geführt worden. Unterwegs lauerten dem Konvoi jedoch Guerillas im Stil Robin Hoods auf: «as they were goynge to bringe hym there» («als sie darangingen, ihn dorthin zu bringen»), gerieten sie in einen Hinterhalt von Bewaffneten, die ihnen den Gefangenen entrissen.

Derartige Beispiele lassen ziemlich deutlich erkennen, dass «going to do something» einfach als eine Art Kurzform für «*irgendwohin* gehen, *um* etwas zu tun» begann.

In den darauffolgenden Jahrzehnten fängt «going to» jedoch langsam an, die lange schiefe Ebene in Richtung Abstraktion hinunterzugleiten. Etwa 40 Jahre später, im Jahre 1482, finden wir ein weiteres Beispiel für «going to», auf das ein Verb folgt, und dies ist vielleicht das erste Anzeichen dafür, dass die Dinge wirklich in Bewegung geraten sind. Das Beispiel entstammt einem der frühesten Bücher, die auf englisch gedruckt wurden, den *Revelations of St Nicholas to a Monk of Evesham*. Die Geschichte handelt von der Reise eines Mönches durch das Fegefeuer und seinen Begegnungen mit verschiedenen Menschen, die von ihren Leiden berichten. In einem der Kapitel wird geschildert, wie sich die heilige Margarete für die gepeinigte Seele einer sündigen Frau einsetzte, die in einem großen Konvoi

was **goyng to be broughte** into helle for the synne and onleful lustys of her body.

(«ging um in die Hölle gebracht zu werden wegen der Sünde und der rechtswidrigen Lüste ihres Leibes».)

Zum Glück werden die Schreie der gequälten Frau von der heiligen Margarete erhört, sie erbarmt sich der armen Seele und rettet sie.

MITGLIED DER RSPER: Aber ich sehe wirklich nicht, wie sich dieses Beispiel von dem unterscheidet, das Sie zuvor angeführt hatten. Die Wendung «going to» bezieht sich hier doch gewiss immer noch auf den physischen Akt des Gehens – haben Sie nicht eben gerade gesagt, die Frau sei auf dem Weg zur Hölle in einer Prozession *unterwegs* gewesen?

DE MONT: Sicher, aber wenn Sie genau hinsehen, werden sie feststellen, dass die Betonung hier auf etwas anderem liegt. Die Passivform des Verbs, «to be brought», also «gebracht werden», verschiebt den Fokus fort von jeglicher Intention auf seiten der Frau – schließlich kann sie nicht wirklich die Absicht gehabt haben, zur Hölle zu fahren, nicht wahr? Demnach dient die physische Bewegung in erster Linie dazu, die abstraktere Implikation hervorzuheben: die Tatsache, dass die Frau bald in die Hölle gebracht und dort für ihre Sünden gepeinigt werden wird.

MITGLIED DER RSPER: Das klingt mir alles recht impressionistisch.

DE MONT: Das ist nicht zu vermeiden, denn diese Situation beinhaltet sowohl den physischen Aspekt der Fortbewegung als auch die abstrakte Dimension der Zeit. Aber das ist schon an sich aufschlussreich, denn in den Metaphern der Alltagssprache hat die Verschiebung vom Konkreten zum Abstrakten gewöhnlich eine Grundlage in der Erfahrung, und genau diese Grundlage sehen wir hier nun vor uns: Die Frau bewegt sich – wenngleich ziemlich widerwillig – in Richtung auf ihr Leiden fort, und das bedeutet, dass sie im Begriff ist zu leiden.

*Ein deutscher Journalist, der sich eifrig Notizen gemacht hat, mischt sich jetzt ein.*

DEUTSCHER JOURNALIST: Ich dachte aber, man könne nur dann behaupten, dass ein tatsächlicher Wandel stattgefunden hat, wenn das

ursprüngliche Bild von dieser Erfahrungsgrundlage sozusagen fortgeflogen und in einem völlig neuen Umfeld gelandet ist. Im Deutschen beispielsweise können wir ebenfalls das Verb «gehen» verwenden, um eine Absicht des Sprechers deutlich zu machen, beispielsweise in einem Satz wie «ich gehe Bier holen». Aber das zeigt für sich allein noch nicht, dass «gehen» seine ursprüngliche Bedeutung der Fortbewegung verloren hat. Tatsächlich können wir im Deutschen das Verb «gehen» nur dann verwenden, wenn dabei wirklich eine Fortbewegung stattfindet.

DE MONT: Einverstanden. Das Beispiel, das ich gerade angeführt habe, ist sicher noch kein Beweis für den Wandel. Der kommt gleich. Mir kommt es aber auf den Punkt an, dass sich die Veränderungen ganz allmählich abgespielt haben. Das englische «going to» ist nie wirklich von seiner Erfahrungsgrundlage fortgeflogen – es hat mehr so etwas wie ein langsames Fortkriechen von dieser Grundlage stattgefunden. Tatsächlich sehen wir mindestens ein Jahrhundert nach diesem Beispiel keine Anzeichen für dramatische Veränderungen; «going to» tritt nur etwas häufiger in Fällen auf, in denen der abstrakte Sinn der Absicht im Vordergrund steht. Alles in allem hielt die Phrase jedoch immer noch an dem Sinn der körperlichen Fortbewegung fest. Selbst in den Stücken Shakespeares, Ende des 16. Jahrhunderts, wird «going to» nach wie vor nur dann verwendet, wenn wirklich eine Bewegung stattfindet – mit anderen Worten, nur in solchen Kontexten, in denen man das Verb auch im Deutschen benutzen könnte. Hier ein Beispiel aus *Die beiden Veroneser*:

DUKE: Sir Valentine, whither away so fast?

VALENTINE: Please it your Grace, there is a messenger that stays to bear my letters to my friends, and I am **going to deliver** them.

(*Herzog*: Freund Valentin, wohin in solcher Eil?)

*Valentin*: Mit Eurer Gnaden Gunst, ein Bote wartet, / Um meinen Freunden Briefe mitzunehmen, / Und jetzo geh ich, sie zu übergeben.)

Ein harter Beweis dafür, dass die Metapher wirklich Flügel bekommen hat, tritt tatsächlich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts auf. Als er aber kommt, beglaubigt ihn die Autorität von nichts Geringerem als königlichen Lippen. Im April 1642 wurde König Karl I., der bekannt-

lich seine Regierungszeit einen Kopf kürzer beendete, als er sie begonnen hatte, daran gehindert, die nordenglische Stadt Hull zu betreten und Zugang zu dem dortigen Waffenlager zu erhalten. Einige Wochen später rief er den örtlichen Adel zusammen und versuchte, ihn auf seine Sache einzuschwören, indem er darüber jammerte, dass man auf allen Seiten Verrat an ihm übe:

To be short, You see that My Magazine is **going to** be taken from Me, being My Own proper Goods, directly against My will; the Militia, against Law and My Consent, is **going to** be put in execution. ... All this considered, none can blame Me to apprehend Dangers.

(«Um es kurz zu machen, Ihr seht, dass Mein Waffenlager Mir jetzt fortgenommen zu werden geht, welches Mein eigener rechtmäßiger Besitz ist, ganz gegen Meinen Willen; die Miliz geht, gegen das Recht und Meine Zustimmung, eingesetzt zu werden. ... Zieht man all das in Betracht, dann kann mir niemand Vorwürfe machen, wenn ich Gefahren fürchte.»)

DEUTSCHER JOURNALIST: Nun ja, das Waffenlager konnte vermutlich wirklich nicht irgendwohin auf Wanderschaft gehen. Und auf deutsch können wir allerdings nicht sagen «das Waffenlager geht fortgenommen zu werden».

DE MONT: Und bei diesem Beispiel handelt es sich auch nicht bloß um eine isolierte Seltsamkeit königlicher Rede. Aus der gleichen Zeit gibt es noch einige weitere Beispiele ähnlicher Art, und als Beweis dafür haben wir sogar die ausdrückliche Bemerkung eines zeitgenössischen Sprachwissenschaftlers. In einem Handbuch aus dem Jahre 1646 beschreibt Joshua Poole die Wendung «going to» als ein «Zeichen des Futurs». Um die Mitte des 17. Jahrhunderts haben wir es also nicht mehr mit vagen Eindrücken zu tun. Wir verfügen über ziemlich klare Belege dafür, dass «going to» als Kennzeichen des Futurs verwendet werden konnte, ohne dass von der ursprünglichen Bedeutung der Fortbewegung noch etwas übrig geblieben wäre.

DEUTSCHER JOURNALIST: Wie steht es nun aber mit der erodierten Form «gonna»?

DE MONT: Leider lässt sich kaum mit Sicherheit sagen, wann diese Form erstmals aufgetreten ist, da in den schriftlichen Quellen eine solche umgangssprachliche Aussprache meist nicht erfasst wird. Die frühesten überlieferten Beispiele kommen offenbar aus Schottland und sind

zu Beginn des 19. Jahrhunderts bezeugt. Die ersten Beispiele, die das Oxford English Dictionary anführt, stammen aber aus dem amerikanischen Englisch und sind ein volles Jahrhundert jünger. Eines davon ist der Jazzsong «I ain't gonna give nobody none o' this jelly roll» aus dem Jahre 1919. Es ist aber wirklich sehr schwer zu sagen, wie lange es diese Aussprache schon gab, bevor sie Eingang in die Schriftsprache fand.



**MITGLIED DER RSPDL:** Dr. de Mont, Sie haben mit uns einen faszinierenden historischen Spaziergang unternommen und uns eine rührende Geschichte über unmerkliche Veränderungen der Bedeutung erzählt. Ich warte aber immer noch auf eine Antwort auf meine ursprüngliche Frage: Wie kam es genau dazu, dass ein ganz gewöhnliches Verb wie «go» in ein Hilfsverb, ein bloßes Element der Grammatik, verwandelt wurde? Bisher haben wir noch nicht ein einziges Wort über die wirkliche Chemie der Übergänge von der einen syntaktischen Kategorie in eine andere gehört. Wann genau entschloss sich «go», sein Dasein als Inhaltswort aufzugeben und sich in ein grammatisches Element zu verwandeln, und wie ging diese Metamorphose wirklich vonstatten?

**DE MONT:** Aber sehen Sie denn nicht – das ist genau der Grund, weshalb ich auf die Geschichte von «going to» so detailliert eingegangen bin. Mir ging es darum zu zeigen, dass es keine dramatische Kehrtwendung, keinen plötzlichen Sprung über die Grenze zwischen Inhalt und Struktur gegeben hat. Zwischen Inhaltswörtern und grammatischen Elementen gab es keine Berliner Mauer, noch nicht einmal einen Kontrollpunkt. Wenn Sie sich genauer ansehen, was im wirklichen Leben mit «going to» passiert ist, dann werden Sie nicht mehr finden als eine friedliche Geschichte von einer ganz allmählichen Erosion der Bedeutung, auf die eine Erosion der Laute folgte.

**MITGLIED DER RSPDL:** Aber Sie wollen doch wohl nicht behaupten, dass es keinen Unterschied zwischen Inhaltswörtern und grammatischen Elementen gibt?

**DE MONT:** Nein, aber Wörter tragen ja keine T-Shirts, auf denen entweder «Inhaltswort» oder «Grammatisches Element» steht. Natürlich unterscheiden wir zwischen Inhaltswörtern und grammatischen Wörtern, wenn wir *über* eine Sprache reden, aber bei näherer Betrachtung

stellen wir fest: Der einzige triftige Grund für diese Unterscheidung ist die Bedeutung. Wir bezeichnen einige Wörter als Inhaltswörter, weil sie eine unabhängige Bedeutung haben, und wir nennen andere Wörter grammatische Wörter, weil sie keine haben. Um die Wendung «going to» aus dem Lager der Inhaltswörter in das der grammatischen Elemente zu verschieben, bedurfte es also lediglich der Erosion ihrer ursprünglichen Bedeutung im Sinne einer unabhängigen Handlung.

DEUTSCHER JOURNALIST: Trotzdem sehe ich nicht, weshalb Sie nicht den Zeitpunkt angeben können, an dem genau sich der Wandel abgespielt hat. Warum können Sie nicht sagen, wann der Ausdruck seine unabhängige Bedeutung verlor?

DE MONT: Weil es bei der Frage, ob ein Ausdruck eine unabhängige Bedeutung hat, nicht immer einfach um schwarz oder weiß geht. Natürlich hat ein Wort wie «Baum» eine einfache Bedeutung, die ihm ganz eigen ist, während es einem Wort wie «welcher» an fast jeder unabhängigen Bedeutung mangelt. Betrachtet man diese beiden Extreme, dann erscheint der Unterschied zwischen den beiden Lagern ganz klar. Befasst man sich aber mit der Sache im Einzelnen und sieht sie sich näher an, dann stellt man fest, dass es dazwischen eine beträchtliche Grauzone gibt. Um nur ein Beispiel zu nennen, denken wir an Präpositionen wie «unter» oder «mit». Sie haben vielleicht keine unabhängige Bedeutung wie «Baum», aber sind sie tatsächlich so inhaltsleer wie «welcher»? Und ebenso verhält es sich mit «going to». Mir lag daran, die Geschichte dieser Phrase im Detail zu behandeln, weil ich Ihnen zeigen wollte, dass es nie einen plötzlichen Umschwung von Schwarz zu Weiß gegeben hat. Je nach Hintergrund, Vordergrund, Intention und Implikation durchlief der Ausdruck verschiedene Grautöne.

DEUTSCHER JOURNALIST: Ich verstehe einfach nicht, was «Intention» oder «Implikation» mit der Frage zu tun haben, ob ein Ausdruck über eine unabhängige Bedeutung verfügt.

DE MONT: Oh, da gibt es einen ganz engen Zusammenhang. Ich habe hier ein etwas absurdes Beispiel, das uns vielleicht helfen wird. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal die jüdische Geschichte über die beiden Kaufleute in Polen gehört haben, die sich eines Morgens auf dem Bahnhof in Warschau treffen. Beide sind Konkurrenten, und so be-

äugen sie sich gegenseitig voller Argwohn. Schließlich fragt einer von ihnen: «Wohin fährst du denn heute?» «Nach Minsk», kommt die vorsichtige Antwort. «So, nach Minsk?» entgegnet der erste skeptisch. «Ich weiß ganz genau, dass du mir das nur erzählst, um mich glauben zu machen, dass du in Wirklichkeit nach Pinsk fährst. Aber – zufällig weiß ich, dass du *tatsächlich* nach Minsk fährst ...» Und nach einer kleinen Pause fügt er hinzu: «Sag mir also: warum versuchst du, mich hinter's Licht zu führen?»

Sie sehen, im wirklichen Leben reicht die tatsächliche Bedeutung des Gesagten oft weiter als der wörtliche Sinn der geäußerten Wörter. Das, was Sie sagen, ist möglicherweise nicht genau das, was Sie damit meinen. Wie der Hörer das interpretiert, was Sie gesagt haben, ist unter Umständen nicht genau das, was Sie Ihrer Ansicht nach gemeint haben, und so weiter. In dem Witz wird das bis zum grotesken Extrem getrieben. Als wir aber vorhin die Frage erörterten, was Leute genau *meinten*, wenn sie «going to» sagten, standen wir vor dem gleichen Problem: Wir mussten den Kontext, die Intention, das, was im Vordergrund stand, und das, was im Hintergrund lag, in Betracht ziehen. Das Fazit der Geschichte von «going to» war, dass die ursprüngliche wörtliche Bedeutung allmählich in den Hintergrund trat und der abstrakte Sinn mehr und mehr an Gewicht gewann. Es ging jedoch nie darum, dass der Ausdruck «going to» über Nacht verwandelt worden wäre, so dass er die Bedeutung der Fortbewegung, die er zuvor gehabt hatte, mit einem Schlag verlor.

Man könnte natürlich einen bestimmten Punkt nehmen und einfach beschließen, er sei *der* Zeitpunkt, an dem «going to» über die Grenze zwischen Inhalt und Struktur hüpfte. Man könnte sich beispielsweise auf den Standpunkt stellen, dieser Vorgang habe in dem Moment stattgefunden, in dem die Wendung «going to» erstmals in einem Zusammenhang gebraucht wurde, in dem eine Fortbewegung nicht mehr möglich war, also beispielsweise in Karls Erklärung, dass sein Waffenlager «is going to be taken». Sieht man sich aber die Geschichte als ganze an, dann wird deutlich, dass diese Wahl ein wenig willkürlich wäre, denn einen katastrophalen Bruch hat es weder zu diesem Zeitpunkt noch zu irgendeinem anderen gegeben. Das «going to» in Karls Rede war nur einer von vielen Schritten in einem langen und allmählich verlaufenden Prozess, der durch eine bestimmte Kombination von

Metapher und Erosion sowohl der Bedeutung als auch der Lautgestalt hervorgebracht wurde.

VORSITZENDER: Ich würde gern eine ganz andere Frage stellen, wenn Sie gestatten. Nehmen wir an, man akzeptiert Ihre Analyse, der zufolge es hier lediglich um eine «bestimmte Kombination», wie Sie es gerade formuliert haben, von Metapher und Erosion geht. Ist aber diese bestimmte Kombination – wie soll ich es ausdrücken – nicht ein wenig zu bestimmt? Es ist recht merkwürdig, dass sich Metapher und Erosion der Bedeutung genau in der richtigen Weise zusammmentun sollten und dass die Erosion der Laute wissen sollte, wann der richtige Zeitpunkt für ein Eingreifen gekommen ist. Ein derartiges Zusammentreffen sieht einfach zu schön aus, um wahr zu sein – finden Sie nicht?

DE MONT: Ich weiß, was Sie meinen, aber wenn Sie glauben, dass «gonna» ein Einzelfall ist, können Sie mir dann bitte erklären, wie sich genau der gleiche Einzelfall in Dutzenden von Sprachen aus aller Welt wiederholen konnte? Sehen Sie sich nur die folgenden Beispiele an:

**Französisch:**    *je*    *vais*    *dire*  
                       ich    gehe    sagen («ich werde sagen»)

**Baskisch:**        *kanta-tze-ra*    *noa*  
                       sing-en-zu        ich.gehe («ich werde singen»)

**Tamil:**            *Kumār*    *oru*    *vīṭu*    *kaṭṭa-p*    *pōkirān*  
                       Kumar    ein    Haus    bauen    er.geht  
                       («Kumar wird ein Haus bauen»)

**Zulu:**             *Ba-ya-ku-fika*  
                       sie-gehen-zu-ankommen («sie werden ankommen»)

VORSITZENDER: Jetzt sieht die Sache allmählich eher wie eine Verschwörung aus.

DE MONT: Ich wette, Bakunin hätte über die paranoide Furcht der Bourgeoisie vor Verschwörungen in den Niedergangsphasen des Kapitalismus einiges zu sagen gehabt. Aber im Ernst, an dieser «bestimmten Kombination» von Metapher und Erosion ist nichts besonders

Mysteriöses. Das, was mit den Verben des Gehens in allen diesen Sprachen passiert, ist das Ergebnis zweier verbreiteter Motive, die *immer* hinter den Kulissen lauern: Da ist einerseits der Wunsch, unsere Ausdrucksskala zu erweitern, und andererseits die Faulheit. Die Tendenz zur Abstraktion ist eine Folge des Ausdrucksbedürfnisses: Selbst wenn eine Sprache bereits über ein Futurkennzeichen verfügt, werden die Sprecher weiter nach neueren Verfahrensweisen suchen, um zu betonen, dass etwas tatsächlich geschehen wird. Beispielsweise haben sie vielleicht den Wunsch zu betonen, dass etwas wirklich sehr bald stattfinden wird. Denken wir nur an ein Versprechen von der Form «ich gehe jetzt gleich und mache es» – klingt das nicht viel verheißungsvoller als ein bloßes «ich werde es machen»?

VORSITZENDER: Wie weiß denn aber nun die Erosion der Laute, wann sie ansetzen muss?

DE MONT: Sie weiß es nicht. Sie geht rücksichtslos ans Werk und versucht ständig, an allen Formen herumzuhacken. Einige Konstruktionen sind aber für solche Attacken anfälliger, während andere mehr Widerstand leisten. Solange das «going to» sich seine unabhängige Bedeutung bewahrte, war es viel widerstandsfähiger, und das ist der Grund, weshalb kein Mensch sagt: «I'm gonna bed». Als aber diese Phrase ihren unabhängigen Inhalt verlor, wurde sie erheblich verwundbarer, denn man gebrauchte sie jetzt häufiger, unter stärker vorhersagbaren Umständen und mit weniger Betonung. So war es ganz natürlich, dass man jetzt, als sich die Gefahr von Missverständnissen verringerte, eher in Versuchung geriet, bei der Aussprache zu Abkürzungen zu greifen. Unter solchen Umständen neigte «going to» stärker zur Erosion als je zuvor, und so überrascht es nicht, dass diese Form in der verblassten Futurbedeutung zu «gonna» verkürzt wurde.

